

Die Gesundheitskostenexplosion – eine Mähr?



Reiner Eichenberger*

Alle reden von der Explosion der Gesundheitskosten. Tatsächlich aber sind in der Schweiz die realen Gesundheitskosten pro Einwohner in den letzten 15 Jahren weniger stark gestiegen als in den allermeisten industrialisierten Ländern. Zudem hat ihr Anteil an der gesamten Wirtschaftsleistung seit 2004 nicht mehr zugenommen. Von der Gesamtkostensteigerung von durchschnittlich gut 3 %

jährlich geht je rund 1% auf die allgemeine Teuerung und auf das Bevölkerungswachstum zurück, der Rest ist zu einem guten Teil der Alterung zuzuschreiben.

Aber Vorsicht, das Problem der Alterung besteht grossenteils nicht in der Zunahme medizinischer Probleme – wir werden ja älter, weil wir immer gesünder werden. Vielmehr haben die Alten wegen der Zwangspensionierung mit spätestens 65 viel Zeit für den Konsum von Gesundheitsleistungen.

Wettbewerb statt Staatseingriffe

Unser wahres Problem ist also nicht das Wachstum, sondern das Niveau der Kosten. Zwar sind die Gesundheitskosten relativ zum gesamtwirtschaftlichen Einkommen ähnlich hoch wie in vielen EU-Ländern, aber unser Einkommen ist zum Wechselkurs umgerechnet auch rund doppelt so hoch. So sind unsere Gesundheitskosten pro Einwohner gut 80% höher als etwa in Deutschland. Folglich brauchen wir nicht weniger Kostenwachstum, sondern echte Kostensenkungen. Dafür müssen wir neue Wege beschreiben und den Kassen und Leistungsanbietern wirkungsvolle Anreize geben, die Kosten bei gleicher oder gar höherer Qualität zu senken. Dagegen helfen weder Einheitskassen noch weitere Staatseingriffe; Abhilfe schafft einzig ein wirksamer Wettbewerb zwischen den Kassen und Leistungsanbietern.

*In dieser Kolumne äussert sich fortan Reiner Eichenberger. Er ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Fribourg.

Vorsicht vor emotionalen Vampiren: sie rauben uns Energie.

Was sind emotionale Vampire?

Vampire sind mitten unter uns. Sie saugen aber nicht Blut, sondern Energie. Da hilft nur eins: sich rechtzeitig von solchen Menschen abgrenzen.

Text: Manuela Specker

Wahre Freundschaften zeichnen sich durch eine Balance aus, frei von Erwartungen und Ansprüchen. Es ist, wie es doch so schön heisst, ein Geben und Nehmen. So genannte «emotionale Vampire» funktionieren ganz anders: Sie sind vor allem daran interessiert, zu nehmen, und denken nur an die eigenen Vorteile.

Man ist für die emotionalen Vampire nur so lange interessant, als man ihnen dabei hilft, ihr Ego aufzublasen.

Begegnungen und Konversationen mit ihnen mögen auf den ersten Blick interessant scheinen, doch im Nachhinein fühlt man sich kraftlos und leer – eben weil solche emotionalen Vampire

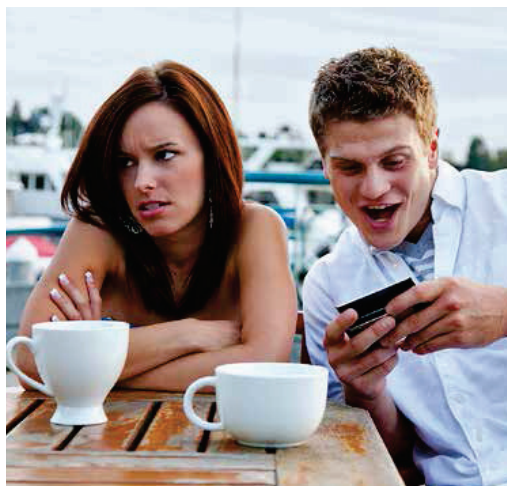
die eigene Energie anzapfen und einen buchstäblich leer saugen. Wer rechtzeitig Grenzen ziehen will, muss erst einmal erkennen, dass er einen Energiesauger vor sich hat. Der Psychologe Albert J. Bernstein hat eine Typologie der emotionalen Vampire erstellt. Erkennen Sie Bekannte wieder – oder am Ende gar sich selber? Hier eine kleine Auswahl.

Party-Vampire

Ginge es nach ihnen, wäre jede Nacht eine Freinacht. Sie haben es gerne lustig, trinken oft einen über den Durst, sind impulsiv. Wer kein Gewissen hat und keine Verantwortung im Leben wahrnehmen muss, kann sich mit solchen Menschen durchaus wohlfühlen. Die Skepsis wächst spätestens dann, wenn sich herausstellt, dass auf sie keinerlei Verlass ist und dass sie einen, sobald eine andere, noch verrücktere Beschäftigung lockt, eiskalt im Regen stehen lassen.

Kontroll-Vampire

Auf sie ist zu 100% Verlass. Immer perfekt organisiert, einmal gefällte Entscheide werden nicht mehr hinterfragt. Bei diesen Leuten weiss man, woran man ist. Aber Vorsicht: Sie erwarten dieselbe Perfektion auch von ihren Mitmenschen und lassen einen Verachtung spüren, wenn man den Erwartungen nicht gerecht wird.



Ich-Vampire

Sie reden in erster Linie über sich selber. Geht das Gespräch in eine andere Richtung, schalten sie ab, drücken womöglich auf ihrem Handy rum und wirken abwesend. Sie haschen nach Lob und präsentieren bei jeder Gelegenheit, was für tolle Hechte sie sind und was sie alles erreicht haben. Man ist für sie aber nur so lange interessant, als man ihnen dabei hilft, ihr Ego aufzublasen.

Opfer-Vampire

Sie sehen sich permanent in der Opferrolle. Zu ihren Hauptbeschäftigungen gehört, anderen Menschen ihr Leid zu klagen. Sie selber übernehmen nie die Verantwortung für ihren Zustand. Schuld sind immer die anderen.

Einheitskasse: Was sagt der Bundesrat?

Dank einer Einheitskasse werden die Prämien in der Krankenversicherung sinken, hoffen die Befürworter einer Einheitskrankenkasse. «Falsch», sagt der Bundesrat. Er geht gar davon aus, dass die Prämien steigen werden.

Text: Roland Hügi

Niemand zahlt gerne Versicherungsprämien. Schon gar nicht, wenn diese praktisch jedes Jahr steigen. Da liegt die Versuchung nahe, mit allen möglichen Rezepten gegen den Prämienanstieg vorzugehen. Eines davon ist die Volksinitiative für eine öffentliche Krankenkasse. Sie wird von den Initianten als einzig taugliches Mittel dargestellt, um den Kostenanstieg bei den Prämien zu brechen.

Kein taugliches Mittel

Der Bundesrat hat diese Tauglichkeit nun geprüft und kommt zu einem klaren Verdikt: Der Wechsel zu einer Einheitskasse hätte keine kostendämpfende Wirkung. Im Gegenteil: Der Bundesrat geht tendenziell von einem Anstieg der Prämien aus, sollte die Einheitskasse kommen. Dies hält er in seiner Botschaft zur Initiative «Für eine öffentliche Kranken-

Der Bundesrat geht von einem Anstieg der Prämien aus, sollte die Einheitskasse kommen.

kasse» an das Parlament fest. Als Gründe dafür sieht er unter anderem den wegfallenden Wettbewerb. Eine öffentliche Krankenkasse «wäre mangels Wettbewerb weniger zu kostensparendem Ver-

halten motiviert», so der Bundesrat wörtlich. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die tiefen Verwaltungskosten der Krankenversicherer von lediglich 5,6%. Diese lägen wesentlich tiefer als bei anderen Sozialversicherungen.

Keine Wahlfreiheit mehr

Der Bundesrat sieht weitere negative Auswirkungen, die eine Einheitskasse nach sich ziehen würde. Allen voran die fehlende Wahlfreiheit: «Versicherte könnten nicht zu einem anderen Krankenversicherer wechseln, wenn sie mit der Qualität der Dienstleistungen nicht zufrieden wären», hält er fest.

Grosse Probleme sieht er zudem bei der Ausarbeitung von Tarifen, wären doch in die Führung einer Einheitskasse auch die Leistungserbringer (Ärzte, Spitäler) eingebunden. «Diese haben ein Interesse an hohen Tarifen in ihren Bereichen», gibt der Bundesrat zu bedenken. Kurzum: Eine Einheitskasse wäre wohl ein Experiment mit ungewissem Ausgang für rund acht Millionen versicherte Personen in der Schweiz.



Bundesrat Alain Berset

* Die Zahlen in der Botschaft beziehen sich auf das Jahr 2010.